

Scheitern und Werden: Fallrekonstruktion als Untersuchungsmethode in der Biographieforschung gezeigt am Beispiel von Differenzlinien in der biographischen Bewährung

Fischer, Ute Luise

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Fischer, U. L. (2006). Scheitern und Werden: Fallrekonstruktion als Untersuchungsmethode in der Biographieforschung gezeigt am Beispiel von Differenzlinien in der biographischen Bewährung. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Teilbd. 1 und 2* (S. 1591-1600). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-144423>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Scheitern und Werden –

Fallrekonstruktionen als Untersuchungsmethode in der Biographieforschung gezeigt am Beispiel von Differenzlinien in der biographischen Bewährung

Ute Luise Fischer

1. Einführung

Herkunft, Stand und Geschlechtszugehörigkeit prägen den Lebenslauf nicht mehr in gleicher Weise wie in früheren Zeiten (Beck-Gernsheim 1984: 82), die Entscheidungsspielräume und Gestaltungschancen sind größer geworden, so das Credo der Frauenforschung vor 20 Jahren. Zwar wurde auch auf neue Risiken im Lebenslauf hingewiesen, auf neue Konfliktkonstellationen gerade für die weibliche Biographie, doch besteht heute weitgehend Einigkeit darüber, dass traditionale Vorgaben ihre determinierende Kraft verloren haben. Vor diesem Hintergrund wird in diesem Beitrag die These eines gestiegenen Scheiternsrisikos der weiblichen Biographie diskutiert und anhand von Fallmaterial aus der Generation derer konkretisiert, die in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts geboren sind. Denn dies ist die Generation, in deren Adoleszenz das zitierte Credo aufkam.

Zunächst wird der Analyserahmen skizziert, indem Scheitern als biographisches Problem konzeptionell zu fassen versucht wird und zwar sowohl strukturell als auch empirisch fallbezogen. Dann folgen methodische Überlegungen für die Biographieforschung und empirische Ergebnisse zu Prozessen des Scheiterns. Schließlich sollen generalisierende Thesen Antworten geben auf die Frage nach relevanten Differenzlinien für Scheiternserfahrungen und Ungleichheiten.

2. Scheitern als biographisches Problem

Wenn hier von Scheitern die Rede ist, wird das biographische Problem der Bewährung im *Allgemeinen* angesprochen, die Frage also nach dem Sinn des je spezifischen Lebens. Ein gelungenes Leben findet Antworten auf die existenziellen Fragen, woher es komme, wer es sei und wohin es gehe. Waren in vormodernen Zeiten die Antworten religiös bestimmt, so ist im säkularisierten Leben der Bewährungsmy-

thos verdiesseitigt. Nach Untersuchungen Max Webers (1920) kann man annehmen, dass die Leistungsethik zunächst eine noch religiöse Heilsgewissheit fundierte. Alsbald aber entkleidete sich die Erlösungshoffnung von ihren religiösen Wurzeln. In der Moderne steht die berufliche Bewährung als ein dominierender Ausweis für gelingendes Leben. Sie hat eine Vorrangstellung gegenüber etwa familialer Fürsorge und gemeinschaftlichem Engagement, obwohl beides Felder sind, die zur Lösung gattungsspezifischer Handlungsprobleme objektiv gleichermaßen bedeutsam sind.

Wodurch zeichnet sich die Generationendynamik aus, die eingangs schon anklang und die neben der Geschlechterperspektive eine weitere Differenzlinie markiert?

Schon mit der Generation der in den fünfziger Jahren Geborenen liegt ein qualitativer Sprung vor, denn wir können von einer Verallgemeinerung der beruflichen Bewährung auf Frauen sprechen, in bedeutsamer Weise eingeleitet durch Umbrüche in der Generation der um 1930 Geborenen, worauf Claudia Born u.a. (1996) hinweisen. Die Bildungs- und Berufsbeteiligung der Töchtergeneration steigt signifikant. Frauen ziehen in ihren Qualifikationen mit ihren männlichen Kollegen gleich. Bildung und Ausbildung bedeuten aber auch eine Verlängerung des Adoleszenzatoriums. Hierin ist wohl die eigentliche Sprengkraft der Entwicklungen in den siebziger Jahren zu sehen: Die nun jungen erwachsenen Frauen haben in bedeutsamer Anzahl zum ersten Mal in der Geschichte Muße, sich eigenen Interessen zu widmen, einen eigenen Lebensentwurf zu entfalten. Die Verbreitung sicherer Methoden der Empfängnisverhütung, die Veralltäglicung von Lebens- und Wohnformen jenseits elterlicher oder ehelicher Einbindung erlauben zudem das Verschieben von Eheschließung und Familiengründung und geben Aufschub für zunächst den beruflichen Einstieg und das Erkunden eigener Vorstellungen.

Die hier im Zentrum stehende Generation trat mit der Verheißung an, die Geschlechtszugehörigkeit spiele für die Gestaltung des eigenen Lebens und die Realisierung beruflicher Ziele keine Rolle mehr. Das universelle Leistungskriterium schien an die Stelle von Stand und Geschlecht getreten zu sein. Wahloptionen und Entscheidungsräume sahen für beide Geschlechter gleich aus und boten überhaupt erst die Gelegenheit zu scheitern. Die Dialektik der Moderne besteht aber darin, dass die Möglichkeit zur Individuierung auf der einen Seite, die Anforderungen an das Subjekt auf der anderen Seite steigen lassen. Freiheit bedeutet auch immer die Zumutung der Verantwortungsübernahme. Größere Entscheidungsspielräume verlangen zunehmend eigene Entscheidungen, und diese Entscheidungen müssen zunehmend nach Kriterien der Vernunft, weniger nach traditionellen Vorgaben getroffen und begründet werden. Kollektiv geteilter Maßstab für das Gelingen des Lebens ist nunmehr individuelle Authentizität und der Autonomiegewinn im Bildungsprozess des Subjekts, wobei als Feld der Bestätigung der Beruf führend ist.

»Verwirkliche Dich selbst und übernimm dafür die Verantwortung!« so die Herausforderung dieser Generation.

Der »konkrete biographische Ereigniszusammenhang« (Maiwald 1996), den ich zwischen den Relevanzstrukturen der beruflichen und familialen Bewährung fokussiere, ist der Eintritt hochqualifizierter Frauen in die Mutterschaft. Zu dem bis dahin dominanten Bewährungsfeld Beruf tritt nun das der Familie hinzu. Scheiternsanfällig ist diese Konstellation deshalb, weil sie krisenhaft ist. Der Methodologie der objektiven Hermeneutik folgend liegt eine Krise dann vor, wenn eine lebenspraktische Routine nicht mehr die Lösung eines Handlungsproblems gewährleistet. An einer beliebigen Entscheidungsstelle ist eine neuartige Lösung verlangt, unabhängig davon, ob es sich um eine größere biographische Entscheidung wie etwa Berufswahl, Partnerwahl oder Familiengründung handelt oder um eine alltägliche. Die gewählte Krisenlösung kann sich bewähren oder scheitern. Scheitern in diesem Sinne ist also als misslungene Problemlösung zu verstehen, als nicht bewährte Krisenlösung oder aber als Nicht-Bemerken einer vorliegenden Krise.

Das Risiko zu scheitern steigt in dem Maße wie Handlungsoptionen zunehmen und Begründungen für Entscheidungen, also die Auswahl aus dem Raum der Möglichkeiten weniger determiniert sind. Die These lautet: Neben der Verallgemeinerung der leistungsethischen Bewährung auf Frauen, hat keinesfalls eine Verallgemeinerung familialer Bewährung auf Männer statt gefunden, auch wenn in den achtziger Jahren »neue Väter« ausgemacht wurden und mit ihnen die Chance, eine neue Ära anzukündigen. Daraus resultiert für Frauen ein Konflikt. Mit gestiegenem Scheiternsrisiko ist die Herausforderung gemeint, diesen Bewährungskonflikt zu lösen.

Ob eine lebenspraktische Krise auch zum objektiven Scheitern und zu einer subjektiven Wahrnehmung eines Scheiterns führt, kann nur anhand der empirischen Ergebnisse beantwortet werden. Dabei lautet eine zweite These: Relevante Differenzlinien finden sich zum einen in der Gestalt des Optionenraums, zum anderen in der spezifischen Auswahl. Die Fragen an die Analyse lauten dementsprechend: Findet sich der hier konstatierte Widerspruch zwischen familialer und beruflicher Bewährung im Material? Wird der Widerspruch aufgehoben oder wie und woran scheitern die Frauen?

2. Fallrekonstruktionen: Ihre methodische Relevanz und empirische Ergebnisse

Aus methodischer Perspektive sind bis hierher einige Überlegungen zum Strukturproblem des Gelingens und Scheiterns vorgestellt und der historisch spezifische Möglichkeitsraum der Generationenlagerung, die hier im Mittelpunkt der empirischen Betrachtung steht, angedeutet worden. Daraus habe ich einige Hypothesen gebildet, die im folgenden anhand der Materialanalysen überprüft werden. So jedenfalls geht die objektiv hermeneutische Forschung vor: Anhand der Fälle, auf Basis von Protokollen der Lebenspraxis – also hier biographische Daten über Geburt, Schulbesuch, Berufswahl etc. sowie transkribierte Interviews – werden Rekonstruktionen der Muster der Entscheidungsstrukturen des jeweils Interviewten vorgenommen. Im Vergleich von Optionen einerseits und der spezifischen Auswahl von Entscheidungen aus dem Raum der Möglichkeiten andererseits konturiert sich die Fallspezifität. In ihr erkennen wir die je konkrete Bildung des Subjekts als biographischen Prozess (Oevermann 2000).

Was ist daran für eine soziologische Biographieforschung interessant? Die Fallrekonstruktionen beanspruchen, im Einzelfall das Allgemeine zu entschlüsseln. Das, was in einer Biographie zum Ausdruck kommt, ist eine spezifische Antwort auf eine allgemeine Herausforderung des Lebens, sowohl in seiner strukturellen Konstitution (im thematischen Rahmen hier etwa die Bewährungsdynamik), als auch in seiner historisch spezifischen Gestalt (also hier die berufliche und familiale Bewährungssuche). Im Besonderen manifestiert sich das Allgemeine, anders könnten wir es nicht sehen, anders könnte es auch nicht wirken. Das je konkrete Handeln schöpft sowohl aus der Quelle sinnlogischer Regeln, die Handlungsoptionen erzeugen, als auch aus dem kultur-spezifischen Reservoir an Deutungsmustern, die eine Vorauswahl an Handlungsoptionen bereitstellen. Das Besondere schöpft also aus dem Allgemeinen und lässt das Allgemeine so erkennen.

Einige Ergebnisse sollen nun skizziert werden.¹ Die ihnen unterliegenden Fälle sind:

1. Frau Grebe, die arbeitslose Betriebswirtin aus Krefeld;
2. Frau Spenzel, die Sozialwissenschaftlerin aus Nordhessen;
3. Frau Ziller, die promovierte Maschinenbauerin aus dem Sauerland;

¹ Die den Fallrekonstruktionen zugrunde liegenden Analysen fanden in meiner Lehrforschung an der Uni Dortmund (zum Teil gemeinsam mit Claudia Scheid) statt sowie in den Interpretationssitzungen am Lehrstuhl von Hartmut Neuendorff mit den Kollegen Stefan Heckel, Sascha Liebermann und Thomas Loer. Die Analysen sind Bestandteil meines laufenden, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) finanzierten Forschungsprojektes »Geschlechtsspezifische Sinnerfüllung« (Fischer 2002).

4. Frau Schmette, die Informatikerin aus Hannover.

Alle vier Frauen verfügen über eine akademische Ausbildung und sind vor der Geburt ihrer Kinder Vollzeit berufstätig in gehobenen Positionen. Alle sind zwischen 1962 und 1967 geboren. Der Generationenlagerung nach gehören sie zu denjenigen, in deren Adoleszenz das eingangs erwähnte Credo Geltung beansprucht in zwei Hinsichten: als Möglichkeitsraum und als Bezugspunkt der eigenen Ambitionen.

Auf der Handlungsebene zeigen sich zwei Lösungswege: Die einen arbeiten bald nach Geburt des ersten Kindes weiter, die anderen unterbrechen ihre Berufstätigkeit auf unbestimmte Zeit. Krise, Bewährung und Scheitern sei zunächst am Fall Grebe veranschaulicht.

1. Frau **Grebe** geht schon drei Monate nach Geburt ihres Kindes an ihre Arbeitsstelle als Vertriebsleiterin einer Weberei zurück, gibt aber nach einem halben Jahr Vollzeit-Erwerbstätigkeit aus Erschöpfung auf. Danach sucht die ehemalige Führungskraft im Marketing weiter Vollzeitarbeitsplätze, aber näher am Wohnort und mit weniger Reisetätigkeit. Vergeblich. Die Ursachen dafür sieht sie in den Rahmenbedingungen eines konservativen Deutschland und der derzeitigen Arbeitsmarktkrise. Gemessen an ihrem Anspruch, sich im Beruf zu beweisen und zu verwirklichen, wie sie es formuliert, erlebt und beschreibt sie sich selbst explizit als Gescheiterte. Vor allem, weil sie allen Klischees über berufstätige Frauen zuwiderhandelt – sie sucht keine Teilzeitstelle, ist nicht immobil, der Beruf ist für sie keine Nebensache – fühlt sie sich regelrecht betrogen um ihre Chancen. Die Verheißung auf gleiche Karrierechancen bricht sich an der Realität.

Was fällt auf? Im Fall Grebe kumulieren die Anforderungen an das moderne Subjekt und zeigen deren objektive Widersprüchlichkeit in besonderer Weise: Sie hat die Norm zur Bewährung im Beruf vollständig verinnerlicht und erlebt den Beruf als erfüllend. So kommt für sie ein zeitweiser Rückzug aus diesem Feld nicht in Betracht. Für den Kindesvater gilt das gleiche: Auch er folgt einer Karriereambition, aus dem Arbeitermilieu hat er sich mit Hauptschulabschluss zum Hotelmanager hochgearbeitet. Er lässt bereits in der Schwangerschaft die Paarbeziehung an seiner kompromisslosen Haltung scheitern, für sein berufliches Fortkommen keine familienbedingten Zugeständnisse zu machen. Es fragt sich, warum angesichts der Erfüllung im Beruf überhaupt an eine Familiengründung gedacht wird und Frau Grebe trotz Trennung ein Kind zur Welt bringt.

In der Sequenzanalyse zeigten sich hinter beidem – Beruf und Mutterschaft – identische Motive: Frau Grebe bewegt sich ganz und gar in der Herausforderung ihrer Generation, der Selbstverwirklichung. Sowohl die Berufsarbeit als auch die Mutterschaft gelten ihr als Quelle der Selbstbestätigung und Anerkennung als Person. In beiden Feldern fallen allerdings fallspezifische Besonderheiten in der Ausformung dieser Antriebsstruktur ins Gewicht: In der Suche nach Anerkennung

findet eine Instrumentalisierung sowohl der Arbeit als auch des Kindes zum »Selbstfindungsgehilfen« statt. Weder ist eine Sachbindung bezogen auf die berufliche Tätigkeit zu erkennen, noch eine erwachsene Haltung bedingungsloser Fürsorge für ihr Kind. Ihr Scheitern lässt sich weit vor der Arbeitslosigkeit verorten. Ausdruck davon waren vorherige Berufsunterbrechungen und -wechsel und ihre Mutterschaft. Was Frau Grebe nicht gelingt, ist eine für sie authentische Lebensführung zu entfalten. »Was ich kann und wer ich bin«, sind ihre im Interview geäußerten Lebensfragen. Ihr krisenlösender Habitus hat sich entlang dieser Fragen vor allem im Beruf herausgebildet und folgt der Maxime des Durchhaltens, Organisierens und Funktioniierens. Neuen Herausforderungen kann sie sich aufbauend auf dem Bekannten stellen. Im Fall der Mutterschaft aber greift dieser Habitus nicht mehr. Ihr Scheitern wird manifest.

Wie sieht die Krisenlösung bei den anderen Frauen im Sample aus?

2. Frau **Spenzel**, die Sozialwissenschaftlerin, geht ein halbes Jahr nach Geburt ihres Kindes zurück in die Redaktion einer sozialwissenschaftlichen Zeitschrift, auf halber Stundenzahl. Beim zweiten Kind drei Jahre später macht sie es ebenso. Ihr Mann ist berufsbedingt den ganzen Tag außer Haus, die Großelternpaare betreuen die Kinder, wenn Frau Spenzel arbeitet.

Frau Spenzel folgt der Idee einer »Balance zwischen Familie und Beruf«. Sie kann sich »beides ohne beides nicht vorstellen«. Dabei zeigt sie eine Sachbindung in ihrer Arbeit als Redakteurin. Obwohl sie inzwischen nur eine Ein-Drittel-Stelle hat, ist dies eine Aufgabe, die sie gemäß ihren Vorstellungen von herausfordernder und anspruchsvoller Arbeit erfüllen kann. Ihr Habitus lässt sich als *pragmatisch* bezeichnen: ihre vorherige Forschungsarbeit gibt sie auf, ebenso wie ihre ehrenamtliche politische Tätigkeit, weil es ihr keine »erstrebenswerte Art und Weise zu leben zu sein« scheint, ihren »Ansprüchen« nicht mehr gerecht zu werden. Sie fühlte sich »fremdbestimmt« vom Komplex der Anforderungen und zog daraus die Konsequenz, die Belastungen zu reduzieren. Dabei war nicht die Sorge um die Kinder führend, sondern der Eindruck, die anderen Dinge nicht mehr in der gewünschten Güte erfüllen zu können.

Ihr lebenspraktischer Pragmatismus ist Ergebnis unter anderem einer frühen Scheiternserfahrung während ihrer Diplomarbeit, als sie in dem längeren Schreibprozess an die Grenzen ihrer Fähigkeiten stieß. Hier aber führte diese Erfahrung eines Misslingens – im Unterschied zu Frau Grebe – zu einer Transformation, nämlich der Ansprüche: Unter reduzierten Karrierevorstellungen ist hier die Integration von Berufstätigkeit und Elternschaft möglich.

3. Frau **Ziller**, die promovierte Maschinenbauerin, geht nach Geburt ihres Kindes in Elternzeit. Sie würde gerne zwei Tage pro Woche arbeiten, das ist auch der Umfang wie Frau Spenzel ihn realisiert, ihr bisheriger Arbeitgeber ist zu diesem Zugeständnis aber nicht bereit. Die von ihm geforderten drei Arbeitstage sind allerdings für Frau Ziller zu viel des Guten. Sie entscheidet sich mit Blick auf die ge-

wünschte und geforderte Quantität der Arbeit gegen die Arbeitsaufnahme. Die Frage der Beteiligung des Vaters an den Erziehungsaufgaben stellt sich nicht, denn Frau Zillers Vorstellung von Mutterschaft ist unabhängig davon, wer für die Kinder sonst sorgen könnte.

Wie gelingt der promovierten Führungskraft im Bereich Industrieforschung und Strukturförderung diese Transformation? Im Interview wird an mehreren Stellen ein »Unwohlsein« und eine »Zerrissenheit« deutlich. Angesichts der Dominanz, den der Beruf zuvor im Leben der 35jährigen hatte, ist diese gänzliche Wendung in der Tat erklärungsbedürftig. Doch was Frau Ziller nur kalkulierend wie eine Fehlinvestition in Zeit erscheint, sollte sie nicht in den Beruf zurück gehen, lässt bereits auf eine eher traditionale Pflichtethik gegenüber der Erwerbsarbeit schließen als auf eine Sach- oder Karrierebindung. Sie folgt, so brachte die Analyse ans Licht, einem Familienprogramm und hat sich infolgedessen eine Leistungsethik nur oberflächlich zu eigen gemacht. Eine authentische Integration von Beruf und Familie ist aber zusätzlich erschwert, als auch die Lebensführung ihrer Mutter keine Identifikation zulässt. Das konservative deutsche Ideal der guten Mutter kommt Frau Ziller als Deutung nun zupass, um beide Brüchigkeiten für sich selbst zunächst zu schließen. Gescheitert ist Frau Ziller ebenfalls schon viel früher als in der Familiengründung, nämlich da, wo sie in der Familiendynamik in Ablehnung eines als unbelebt empfundenen Schemas der Familie in ein Programm des beruflichen Erfolgs gespült wurde. Da die berufliche Bewährung ihr ein äußerliches Programm bleibt, verspricht der Rückzug in die Familie eine gewisse Heimkehr und Befriedung.

Am Fall Ziller manifestiert sich nochmals die Generationendynamik: Die Generation der Mütter² sah sich in den fünfziger Jahren vielfach unter den normativen Druck gestellt, vorhandene Berufswünsche nicht zu realisieren. Die stattdessen gelebte Familienkarriere wurde dann durch ein überhöhtes Modell der guten Mutter gerechtfertigt, das den Anteil des nicht-gelebten Lebens überkompensieren musste. Es ist diese Nicht-Authentizität, die es den Töchtern schwer macht, mangels Identifikation zu einem für sich stimmigen Lebensentwurf zu kommen.

4. Und schließlich Frau **Schmette**: Sie ist mit zweijährigen Zwillingen in Elternzeit, mit 40 Jahren eine späte Erstgebärende. Da sie als Informatikerin im Zusammenbruch der *New Economy* ihre zuvor blühenden Karrierechancen schwinden sieht, erscheint die künstliche Befruchtung, die sie mit Ende 30 forciert in Gang setzt, ebenfalls wie eine Kompensation für abbrechende berufliche Perspektiven. Auch in diesem Modell hat der Vater keine aktive Position, schon vor der Geburt ist die Arbeitsteilung in der konventionellen Aufteilung beschlossene Sache.

Ihr überhöhtes Mutterschaftsmodell wird gleich zu Beginn des Interviews thematisch. »Schlaf«, gibt sie als Antwort auf die Frage, was ihr in ihrer momentanen Le-

2 Frau Zillers Mutter ist 1927 geboren.

benssituation wichtig sei. Sodann schildert sie ganz ohne Klage einen Alltag, in dem sie als eigene Person nicht mehr vorkommt. Stattdessen ist die Familie der Ort der Zwänge und ein ihr äußerlich bleibendes Muss, sie scheint ein Familienprogramm zu erfüllen. Angesichts der ebenfalls thematisierten Erfüllung im Beruf, der in der Beschreibung geradezu den gegenteiligen Charakter eines Ortes von Rekreation und Kreation annimmt, von Freude und Spaß, von Hobby und Privatem, bleibt hier die Schlussfolgerung: Es findet eine Ablendung statt zwischen den Feldern Beruf und Familie. Der Devise *ganz oder gar nicht* folgend, kommt Frau Schmette nur eine der Seiten in den Blick. Nur so ist überhaupt die objektive Selbstaufgabe zu tragen, der Verlust des Feldes der beruflichen Sinnstiftung und des Selbsterlebens. Ein Konflikt beider Herausforderungen – der beruflichen wie der familialen Bewährung – wird unter dieser Ablendung gelöscht.

In diesem Muster der Ablendung besteht ihr eigentliches Scheitern. Zugleich bringt es sehr plastisch den Widerspruch zum Ausdruck, der meiner These unterliegt: Frau Schmette und alle anderen scheitern an der Unlösbarkeit des Konfliktes der familialen und beruflichen Bewährung unter gegenwärtigen Bedingungen.

3. Relevante Differenzlinien für das Scheitern und Werden

Die angedeuteten Muster des fallbezogenen Scheiterns zeigen allgemein Gültiges:

1. Sie alle verweisen auf vorgängige Erfahrungen. Scheitern und Werden erscheinen als mehrstufiger Prozess. Als bloßes ›Vereinbarkeitsproblem‹ wäre der Bewährungskonflikt zu kurz gefasst.
2. Sie zeigen eine steigende Bedeutung der Sozialisation. Um ein authentisches Lebenskonzept entfalten zu können, ist ein Habitus förderlich, der das Selbstvertrauen beinhaltet, Entscheidungen in die offene Zukunft hinein zu treffen. Eine starke Entscheidungsmitte, Selbstsicherheit ist dafür unabkömmlich. Diese entsteht in vorgängigen Krisenbewältigungen innerhalb des gesamten Prozesses der Sozialisation. Auch die Bewältigung des Scheiterns kann eine solche transformierende Erfahrung sein. Dazu aber ist die Bereitschaft zu neuen, der Lebenssituation angemessenen Handlungsmustern notwendig. Scheitern setzt dann im besten Fall Potenziale des Wachstums frei im Sinne eines authentischer Werdens der eigenen Entscheidungen. Erst wenn der Konflikt als solcher zu Bewusstsein kommt, kann eine jede ihrer Struktur folgend transformatorisch Schritte in Gang setzen.
3. Berufliche und familiale Bewährung wirken gleichermaßen als Norm, sind unter gegebenen Bedingungen einer Alleinzuständigkeit der Mutter für die Fürsorge

aber hoch scheiternsanfällig. Frau Grebe steht hier zunächst für den Fall, dass die Elternschaft auch für sie – wie sonst nur bei Vätern üblich – kaum berufliche Einschränkungen zur Folge hatte, indem sie für eine rund-um-die-Uhr-Versorgung ihres Sohnes gesorgt hatte. Ihre Misserfolge bei der Stellensuche machen aber deutlich, dass es, um die berufliche Bewährung nicht zu gefährden, nicht einmal ausreicht, die Vollzeit-Bereitschaft zur Berufstätigkeit aufrecht zu erhalten. Die derzeitige Arbeitsmarktkrise und geltende Deutungen zur Mutterschaft erlauben selbst dann keinerlei Einschränkung der Leistungs- und Einsatzbereitschaft, wenn die Elternschaft real auf eine unauffällige Hintergrundkulisse reduziert wird. So machen derzeitige Arbeitsmarktbedingungen eigentlich eine Familie unmöglich, hieraus erklärt sich ein guter Teil der Kinderlosen (Fischer/Scheid 2005). Solange berufliche Bewährung führend ist, wird sich daran nichts ändern, denn nicht nur Frauen, auch Männer hadern mit dem Verlassen dieses Feldes.

4. Die Väter bleiben abstinent: Was im Fall von Frau Grebe wie ein Extrem erscheint, weil der Vater sich aus der Partnerschaft gelöst hat und für die reproduktiven Tätigkeiten nicht mehr zur Verfügung steht, ist nur die Spitze eines Eisbergs: Auch in allen anderen Fällen des Samples sind die Frauen – wie selbstverständlich – diejenigen, die sich um Kinder und Haushalt kümmern. Und dies in einem Milieu, das vor 20 Jahren – der Referenzpunkt für die Beschreibung einer Dynamik im Geschlechterverhältnis – als dasjenige galt, in dem sich ein neues Verständnis von Vaterschaft ankündigte. Es scheint im Wesentlichen bei der Ankündigung geblieben zu sein!

Eine Geschlechterdifferenz besteht insofern, als sich der hier zentrale Widerspruch zwischen beruflicher und familialer Bewährung für Männer in dieser Form – unter gegebenen Bedingungen und Deutungsmustern – nicht einstellt. Die Geschlechtszugehörigkeit hat in diesem Sinne Relevanz für den Gestaltungsspielraum der lebenspraktischen Entscheidungen sowie für die konkrete Auswahl aus dem Optionenraum.

Die Auswahl erfolgt dabei entlang fallspezifischer ›biographischer Konfigurationen‹, verstanden als die je für die Lebenspraxis entscheidungsrelevanten Deutungsmuster und handlungsleitenden Habitusformen.³ Deutungsmuster und die Gestalt des Habitus ergeben sich aber nicht zufällig, sondern stehen im Zusammenhang mit weiteren sozialisatorischen Einflussgrößen wie der Generationenlagerung, dem Herkunftsmilieu und vermutlich regionalen Einflüssen. Sie wirken, indem diese

³ Der Habitus zeigt sich an der konkreten Entscheidungsstruktur vor dem Hintergrund der Möglichkeiten. Dabei scheint der krisenlösende Habitus entscheidend zu sein für die Bewältigung des Scheiterns, die Transformation der Fallstruktur und für die Konstitution von Autonomie der Lebenspraxis im Vollzug krisenhafter Entscheidungen.

Faktoren sowohl den Möglichkeitsraum näher bestimmen als auch die fallspezifische Auswahl daraus leiten. Inwiefern diese Differenzlinien Ungleichheiten begründen, ist weiterer empirischer Forschung vorbehalten. Es spricht meinen bisherigen Ergebnissen nach einiges dafür, von einer *milieubundenen Ungleichheit* auszugehen. Materielle Ressourcen und kulturelles Kapital verbreitern den Möglichkeitsraum für ein autonomes Ringen um Selbstverwirklichung, machen unabhängiger von arbeitsmarktbedingten Sachzwängen und freier von determinierenden Deutungen, sei es der dominanten Bewährung im Beruf, sei es dem Deutungsmuster der guten Mutter. Vor dem Hintergrund gestiegener Ansprüche an das, was als gelungenes Leben gilt, nämlich die autonome Verwirklichung des Selbst, sind Herkunft und Geschlechtszugehörigkeit sogar von steigender Bedeutung für die Fundierung von Ungleichheitsverhältnissen.

Literatur

- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1984), *Vom Geburtenrückgang zur Neuen Mütterlichkeit? Über private und politische Interessen am Kind*, Frankfurt a.M.
- Born, Claudia/Krüger, Helga/Lorenz-Meyer, Dagmar (1996), *Der unentdeckte Wandel. Annäherung an das Verhältnis von Struktur und Norm im weiblichen Lebenslauf*, Berlin.
- Fischer, Ute Luise (2002), »Projektskizze: Geschlechtsspezifische Sinnerfüllung – Tendenzen der Bewährungsdynamik bei Männern und Frauen innerhalb und außerhalb der Erwerbsarbeit«, *Journal Netzwerk Frauenforschung*, Nr. 14, S. 46–49.
- Fischer, Ute Luise/Scheid, Claudia (2005), »Karriere statt Kinder? Niedrige Geburtenraten als Symptom einer Krise familialer und beruflicher Bewährung«, Ms.
- Maiwald, Kai-Olaf (1996), »Die Wirklichkeit des Lebens und seiner Deutung: Auf dem Weg zu einer Methodologie der Biographieforschung«, *Soziologische Revue*, Jg. 19, H. 4, S. 465–473.
- Oevermann, Ulrich (2000), »Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis«, in: Kraimer, Klaus (Hg.), *Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung*, Frankfurt a.M., S. 58–156.
- Weber, Max (1920), *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*, Bd. I, Tübingen.